



Ich bin ein Mensch, und nichts Mensch- liches ist mir fremd

Prof. Dr.
Heinzpeter
Hempelmann
2010

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd
(Hebr 4,15) ★

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder!

Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd. *homo sum, humani nil [nihil] a me alienum puto.*¹ Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd, oder: Nichts ist mir fremd, was den Menschen betrifft. Das ist nicht nur in der Antike einer der am häufigsten zitierten Sätze. Er findet sich nicht nur zweimal bei Cicero; sondern auch bei Seneca und Terenz, er wird auf Menandros zurückgeführt und sogar Augustin zugeschrieben. Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd, das ist auch heute eine der am häufigsten zitierten lateinischen Weisheiten.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd, - unabhängig von dem Sinn, den der Sokrates-Liebhaber und Pflichtethiker Cicero mit diesem Satz verbindet, bedeutet das heute, nicht unbedingt im antiken Sinne:

- Ich habe Verständnis für andere; es kann mir bei anderen kein Abgrund begegnen, den ich nicht von mir selbst kenne.-
- Ich bin selber Mensch, ich habe Fehler und Schwächen wie alle anderen Menschen auch.- Oder
- Ich kenne mich aus. Ich habe alles gesehen. Ich bin herum gekommen, und mich kann nichts mehr überraschen, erschrecken, schocken. Ich kenne alles.

★ Andacht, gehalten am 9. Juni 2010 auf der Starttagung des EKD-Zentrums für Mission in der Region, die vom 8. bis 9. Juni in Volkenroda stattgefunden hat.

¹ *De officiis* I, 9, 30; *De legibus* I, 12, 33; Seneca *Epistulae morales* 95, 53; Terenz: *Heautontimorumenos*, I, 77; geht angeblich auf Menandros zurück.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd. Das ist ein starker Spruch. Das kommt gut. Das klingt gut. Aber, lassen Sie mich ganz altmodisch fragen: Stimmt er? Ist er so wahr, wie er verbreitet ist? Von Sokrates, den Cicero im Auge hatte, ist das historisch ziemlich verlässlich berichtet. Vielfach anonym, incognito, tritt er unter die Athener, wird ihnen ein Mitmensch und partizipiert an ihrer Lebens- und Alltagswirklichkeit. Aber Sokrates ist eben Sokrates, der neugierige, der ebenso tief bohrende wie tief blickende Weise. Er war schon damals nicht die Norm. Uns Heutigen halten die Sozialwissenschaften einen Spiegel vor, der etwas ganz anderes zeigt. Von Milieugrenzen ist da die Rede und von Ekelschranken, die die verschiedenen Gruppen gleich Gesinnter voneinander trennen. Folgt man dem Heidelberger Forschungsinstitut Sinus-Sociovision, kann man sinnvollerweise 10 Milieus unterscheiden, in denen Menschen mit ähnlicher sozialer Lage und ähnlicher Mentalität in dieser Gesellschaft nebeneinander leben, nebeneinander her leben. Natürlich gibt es Übergänge, Überlappungen, aber die bestehen nur zwischen benachbarten Milieus, und sie sind doch eher marginal. Man hat nichts, nach Möglichkeit nichts miteinander zu tun.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fern? Naja. Dieser milieuübergreifende Blick scheint heute eher zu fehlen. Ich bin ein Milieumensch, und nichts, was in meiner Subkultur, in meiner wohldefinierten Lebenswelt vorkommt, ist mir fremd. Alles das, was ich mag und kenne, ist selbstverständlich, ist menschlich, selbstverständlich menschlich. Es gibt - natürlich - auch die anderen, aber zu denen möchte ich eben eigentlich eher nicht gehören. Die Heidelberger Forscher haben festgestellt, daß Menschen mit bestimmten Prägungen im kirchlichen Leben schlicht nicht vorkommen. Ob das vielleicht darin liegt, daß sich Kirche vor allem im konservativen und bürgerlichen Milieu so wohlfühlt, und daß bei denen, die hier das Sagen haben, die das

Klima bestimmen, die die Stimmung machen, - daß bei denen die nicht vorkommen, die nicht ins Schema, ins angestammte Format kirchlichen Lebens passen? Ob es vielleicht daran liegt, daß wir selbst so etwas wie Ekelschranken aufgebaut haben gegenüber Leuten, für die wir natürlich da sind, in Form von Diakonie und sozialen Projekten. Aber würde nicht schon ihr bloßes Erscheinen einen Gottesdienst stören, unsere kirchlichen Formate womöglich sprengen?

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd?

Wirklich? In der Presseankündigung für diese Tagung war so schön von „aufsuchender“ Arbeit der Kirchen die Rede. Vielleicht könnten wir uns dabei an dem orientieren, von dem es im Hebräerbrief heißt:

Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mit leiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem wie wir, doch ohne Sünde (Hebr 4,15). Wir sehen den Gott, der an dem, was er litt, lernte (5,11); der Barmherzigkeit lernt, an seiner und durch seine menschliche Existenz;

Liebe Schwestern und Brüder, **da** haben wir einen Gott, der sagen kann: Mir ist nichts Menschliches fremd.

Da haben wir einen Gott, der über dem, was er kennen lernte, erfuhr, was es heißt, Mensch zu sein, und der über seinem Menschsein Barmherzig-sein mit uns Menschen lernt.

Da haben wir den Gott, der das als Gott offenbar nicht einfach weiß, was es heißt, Mensch zu sein; was das ist: das Menschliche. Einen Gott, der auf seine göttliche Identität verzichtet, bis man es ihm wirklich nicht mehr ansieht, wer er ist und daß er Gott ist; der darum auf jeden morphologischen Fundamentalismus verzichtet (Phil 2,6ff); der sein Heil nicht selbstsüchtig in seiner heiligen und herrlichen Lebensweise sucht; einen Gott, der sich aussetzt; der *Fleisch* wird (Joh 1,14), der sich auf eine gefährdete, unsichere, nicht abgesicherte Existenz einläßt; einen Gott, der unter uns, im

menschlichen Milieu wohnt, wörtlich: der unter uns „zeltet“: nicht umgeben von sicheren Mauern, sondern flexibel, auf dem Sprung, unterwegs zu den Menschen und unterwegs mit ihnen; einen Gott, der sich für den Menschen interessiert, indem er unter ihnen, mit ihnen, bei ihnen ist - in ihrer, in unserer Lebenswelt.

Ecce homo! Wir stehen vor dem Gott, der mit Recht sagen kann: Ich bin Mensch! Nichts Menschliches, nichts, was menschlich ist, ist mir fremd. An ihm könnte sich unsere aufsuchende Arbeit orientieren. In seiner Mission können wir an den Scheren im Kopf arbeiten. Mission in der Region wäre dann nicht nur ein lokal, sondern auch ein mental zu begreifender Vorgang: Ringen um die Bereitschaft, sich auch auf Menschen einzulassen, die wirklich ganz und gar anders sind als wir, und die diesen aufsuchenden Gott, diesen barmherzigen Gott, diesen Gott, der sich aus Liebe in Bewegung bringen läßt, genauso brauchen - wie wir.